

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 27

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

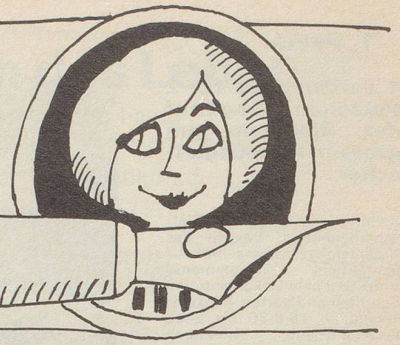
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Vom Eise befreit ...

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Und die Nacht nicht vor dem zwölften Glockenschlag. Diese alchymische Weisheit teilte sich meinem schwachen Geist mit, als ich eines trüben Mittwochs (im berühmten Frühling, der keiner war) nach geglätteter Arbeit heimwärts strebte, um fortgesetzt Nützlichem mit Angenehmem zu verbinden. Doch die erhofften Wonnen blieben aus.

Kaum war ich über die Stubenschwelle getreten, schüttelten Schauer meine arme Seele. Polarluft schlug mir entgegen, und die am härtesten getroffene Nase witterte: Der Ofen ist aus!

So war es. Die Block-Heizung ruhte im Sommerschlaf, und ich bereitete mich ächzend auf eine nicht enden wollende Periode des Zähneklapperns zwischen Nordostwänden vor.

Rasch stieg ich von der Büroauf Freizeitkleidung um, braute einen feurigen Kaffee, griff, auf der Suche nach Kohlehydraten, zum Brotlaib, öffnete, kalorienlüstern, den Eisschrank – und er-

starrte: Vier Schachteln Käse, eine Tafel Schokolade, zwei Büchsen Ananas schwammen vor meinen Augen. Zu meinen Füßen aber schlug sich eine aus dem Gefrierfach aufsteigende Tropfenfontäne nieder.

Trotz redlichen Bemühens reichte mein Zynismus nicht aus, um das, wessen ich ansichtig wurde, eine «schöne Bescherung» zu nennen. Zwischen meinen Lippen quollen herbe Wortlaute hervor, die nur dank strenger Selbstdisziplin im milden «Scheibenkleister» mündeten. Sukzessive vertrieb ich meine Emotionen und verkündete schliesslich, kühl bis ans Herz hinan: «Der Kasten spinnt!»

Vom Thermometer las ich die Bestätigung dieser Erkenntnis ab: Bei zwanzig Grad stand die Messsäule – ein Fanal am wärmsten Plätzchen im Logis-Rund! Ich war begeistert.

Auf Schwingen des Forscherdrangs flog ich zur vertrackten Küchenmöbel-Kombination, riss den verborgenen Frigidaire-Stecker aus der Dose, musterte ihn kritisch, öffnete das Sicherungskästchen, drehte an mehreren Gewinden, musterte diverse Köpfchen, fand ihre Zahl kom-

plett, schüttelte das Haupt, jagte die Eismaschine auf Stufe sieben, flu. . . schimpfte eine Runde.

Wenig später eilte ich über den Korridor, drang bei der Nachbarin ein, vertrieb (um 19.47 Uhr) brutal ihren süssen Fernsehschlummer und bat die kluge Hausmutter um Rat. Er lautete, den nächsten Morgen abzuwarten.

Ich tat, wie mir empfohlen, drohte dem tückischen Objekt mit dem Schrotthändler und ging zu Bett.

Dem bösen, von widerwärtigen Ahnungen begleiteten Erwachen folgte die freudige Ueberraschung: Der Eisschrank schnurrte friedlich, kühlte tunlich und machte, alles in allem, einen seriösen Eindruck.

Knappe zwei Tage währte die Idylle, dann wiederholten sich die geschilderten Ereignisse. Seither bewege ich mich zagend von Hangen nach Bangen.

Der elektrische Diener mit dem rätselvollen Eigenleben kostet mich strangweise Nerven. Gewiss verübelt mir der launische Frischhalter mein tiefes Misstrauen. Nach seinem Motto: «Schliesslich kann jeder zweimal ent(gl)eisen . . .»

Ilse

liest, als ob es weder Hektik noch Nervosität gäbe auf dieser Welt, noch Transistorradios, die den ganzen Tag laufen, ohne je abgestellt zu werden. Es sitzt da, als ob es keine Zeitungen gäbe wie diese hier auf meinen Knien, die angefüllt ist mit Geiselnahmen, Banküberfällen, Spannungen zwischen Weltmächten und sonstigen Katastrophen. Es sitzt da, als ob es keinen Atom Müll gäbe und keine ölverschmutzten Meere, als ob nie Diskussionen stattgefunden hätten zwischen Eltern und heranwachsenden Kindern, die die Eltern hilflos zurückliessen, weil sie der düsteren Zukunftsvision keine hellen Töne beizumischen vermochten. Inmitten dieses hektischen Betriebes sitzt das Mädchen da wie das Positive schlechthin, wie eine Art personifizierter Hoffnung.

Mein Zug, der vor diesem Bild warten musste, setzt sich in Bewegung. Wenn es genug solcher jungen Menschen gäbe, könnte man wieder an die Zukunft glauben, denke ich; denn Konzentration und Vertiefung sind noch nicht ganz abhanden gekommen. Dabei blicke ich in eine sonnenüberflutete Frühlingslandschaft, die überschwänglich alles an Pracht vergibt, was sie allzulange zurückgehalten hat.

Wo ist meine Zeitung hingekommen? Ach, sie ist auf den Boden gegelitten! Da lasse ich sie für einmal liegen.

Marie-Louise K.

Heutige Jugend

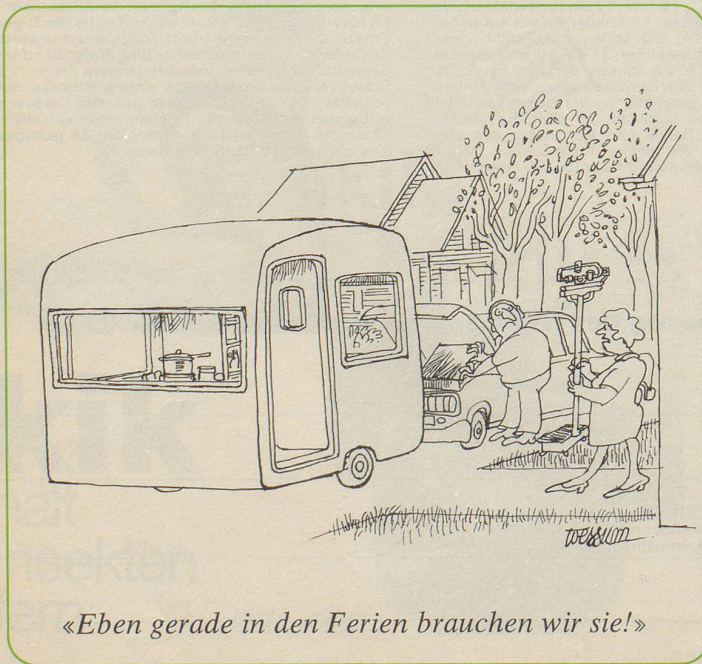
Sie sitzt auf der Bank eines kleinen Wartehäuschens der Vorortbahn. Ihr Kopf ist leicht nach vorne geneigt, mit beiden Händen hält sie ein Buch, das sie auf ihre Knie stützt. Sie liest.

Der Zug ist wohl vor ihrer Nase abgefahren, denke ich, so vertieft ist sie in ihr Buch. Das junge Mädchen wirkt wie ein Bild aus vergangenen Zeiten; einerseits durch das Kleid im Grossmutterstil, andererseits durch die völlige Ruhe, die von ihm ausgeht. An ein Madonnenbildnis eines frühen Meisters erinnert mich, was ich sehe, oder an ein Gemälde von Albert Anker. Wie gebannt versuche ich, die klaren, feinen Züge dieses Gesichts in meinem Gedächtnis festzuhalten.

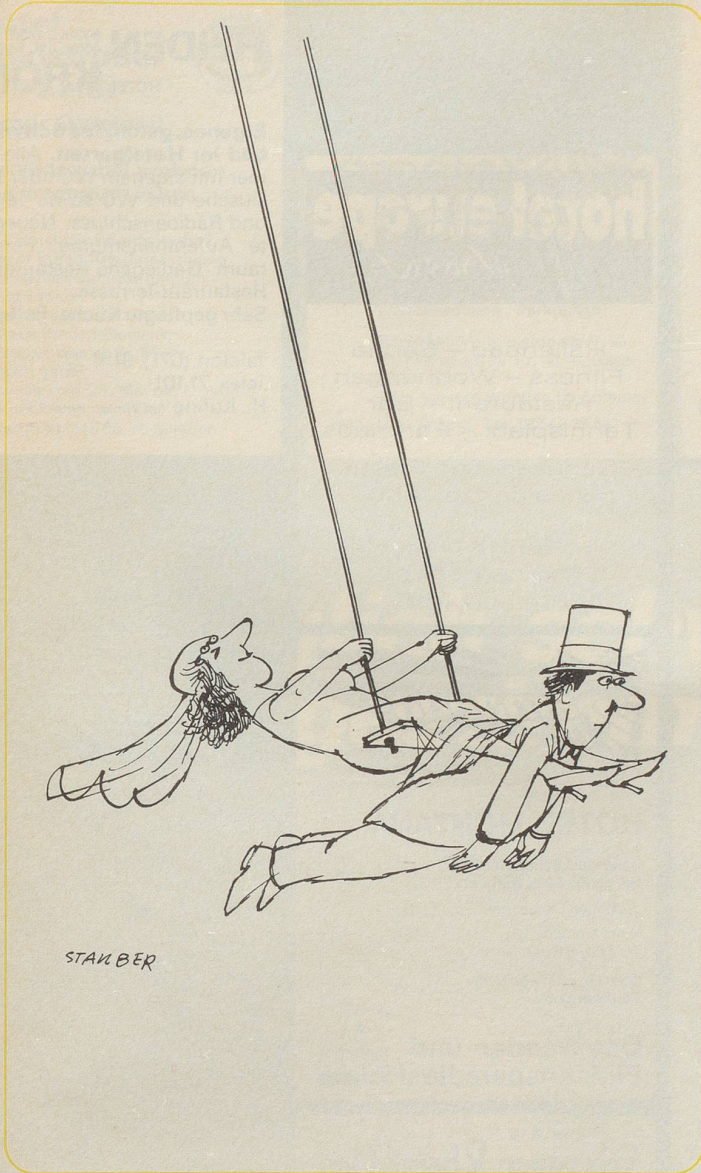
Das Mädchen liest, ohne das eilige Ein- und Aussteigen der Passagiere wahrzunehmen. Es

Der letzte Schrei

Lieben Sie Grün? Wenn ja, sind Sie in dieser Mode-Saison bedauernswert – wie ich. Violett dominiert die Welt, und um die Tatsache, dass ich ein T-Shirt in Grün suche, scheint sich niemand zu kümmern. Vielleicht ist das in Spezialgeschäften der Bekleidungsindustrie oder sogenannten Boutiquen anders. Aber diese heiligen Hallen pflege ich aus finanzpolitischen Gründen nicht zu betreten. So heisst für mich der Befehl von oben «Violett», und es steht mir frei, aus einer Farbskala in allen Nuancen zwischen Rot und Blau zu wählen. Für Zurückgebliebene gibt es die prak-



«Eben gerade in den Ferien brauchen wir sie!»

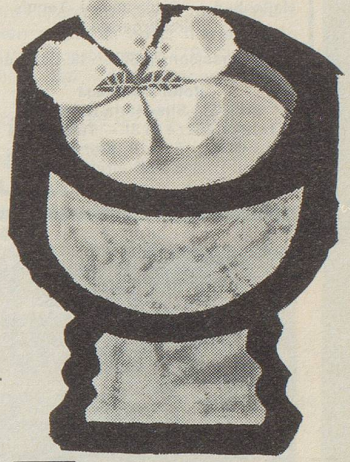


Zimmer. Seit Jahren schon.» Der Kellner, der uns beim Einschicken Fakten ins Ohr flüsterte, die, wäre er ertappt worden, ihn Kopf und Kragen gekostet hätten. Der Führer im Car, während der Stadtbesichtigung, der zweimal seinen beiden Aufpassern entwischte, um uns in hastigen Sätzen die Not seines Volkes zu schildern.

Und da geschah es: Ich stand im überfüllten Tram, als mich vom Sitzplatz nebenan eine Frau ansprach: «Wenn Sie wollen, zeige ich Ihnen Prag, wie das sonst niemand kann.» Anderntags traf ich die Frau zu früher Nachmittagsstunde unter der astronomischen Uhr. Wir spazierten durch die Gärten von Wallensteins Haus, standen in der schönsten Barockkirche von Prag, sassen auf einer Bank im Park und blickten auf das Schösschen der Königin Anna mit seinem unvergleichlichen Kuppeldach. Ich erfuhr, dass meine Begleiterin Stepanowa hiess, 74 Jahre alt war, Pharmazie studiert hatte, später ihre Stimme hatte ausbilden lassen und Opernsängerin geworden war. Plötzlich unterbrach sie die Schilderung, zog ein trockenes Brötchen aus dem Beutel und sagte belustigt: «Jetzt vergass ich sogar mein Mittagmahl – so schön war die Unterhaltung mit Ihnen!» Vorsichtig wagte ich ein paar Fragen. Keine Antwort. Später, mit leiser Stimme und kaum bewegten Lippen: «Wir haben unseren Dubcek so geliebt – jetzt wissen wir nicht einmal, ob er noch lebt – wir dürfen nicht reden.»

Am Tag vor meiner Abreise suchte ich lange nach Frau Stepanowas Heim. Ein Strauss roter Rosen sollte die Peinlichkeit eines Geldgeschenks mildern, das ich in Schweizer Währung, mit einem Abschiedsbrief, bei mir trug. Endlich: verwahrlostes Haus in hässlicher Gasse, ausgetretene Stufen, abgeblätterte Wände. Blick in die Finsternis eines Korridors mit sechs Türen, jede anders angeschrieben. Frau Stepanowa sass im ältesten Schlafrock der Welt in der Mitte eines düsteren Raumes auf einem Stuhl, vor sich ein Taburet mit einem Teller Suppe darauf, einer milchigen Wasserbrühe, in der ein paar Streifen Kohl schwammen. «Alles haben sie uns genommen», sagte sie später, und deutete auf die Armseligkeit ihrer Umgebung, «dreimal waren sie da.» Bei meinem Kommen streckte sie beide Hände aus zu herzlicher Begrüssung. Danach hielt sie die Rosen im Arm, konnte es nicht fassen, stammelte, sank in die Knie, hob die Blumen einer gipsernen Madonna entgegen, und während ihr Tränen übers Gesicht liefen, schluchzte sie immerzu dieselben Worte:

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova Urtrüeb
bsunders guet

«Maria, schau – Rosen – ich habe Rosen bekommen – heilige Muttergottes – Rosen ...»

Wir haben jahrelang miteinander korrespondiert. Vorsichtig natürlich. Wegen der Zensur. Mit meinem Einladungsschreiben, in dem ich die Zusicherung nicht vergass, für alle Auslagen einschliesslich der Reise aufzukommen, wanderte meine Freundin monatelang von Behörde zu Behörde, von Büro zu Büro – vergeblich. Sie durfte nicht kommen. Drei Jahre später starb sie in einem Krankenhaus. Ich erhielt die Nachricht von ihrer Schwester. Meine Adresse fand sich unter den Papieren der Toten.

Grilli

tischen, baumwollenen Leibchen noch schön neutral in Schwarz und Weiss. Aber Grün? Diese Farbe feiert man anno 1980 wohl nur in Basel ...

Nun denn: Ich beuge mich der Gewalt und hülle mich eben in Violett. «Violett und Schönheit wirft die Männer um», habe ich einmal gelesen. Jetzt werde ich es bald wissen: Ich brauche mich nur auf dem nächsten Stadtrundgang umzudrehen und die Umgeworfenen zu zählen!

Brigitte

Prager Herbst

Nachdem der Prager Frühling in politisches Frostwetter umgeschlagen hatte, befand ich mich in der Stadt, die man einst die «Goldene» nannte. Hinter den Zerfallserscheinungen sah ich die alte Pracht in Kunst, Baustil und Anlage. Keine Gefahr jedoch, sich durch Anschauung in vergangene Zeiten zu träumen,

denn die Zeichen des «Nun» waren gesetzt: Blumen auf dem Wenzelsplatz an der Stelle, wo Jan Pallach als brennende Fackel sein Leben beendete. Ein paar verstaubte Ladenhüter in halbleeren Geschäften. Delikatessen in Schaufenstern, die überquollen von Exquisitem – dieses unerreichbar für Einheimische, da nur gegen Devisen zu haben. Männer und Frauen, die wie zufällig einen Touristen einholten und mit starrem Geradeaus-Blick flüsternten: «Brauchen Sie Geld? Ich gebe Ihnen eins zu acht.» (Der offizielle Wechselkurs war 1:2,4.) Der Mann mittleren Alters, der die Fremden anredete, ins Plaudern geriet, bis es aus ihm hervorbrach: «Mit fünf Kindern auf zwanzig Quadratmetern in einem

statt Autorost ...



BEROPUR

bei Ihrem Fachmann

HOTEL I KREUZ BERN

*komplett erneuert und modernisiert
Erstklass-Komfort zu Mittelklass-Preisen!
170 Betten, ruhige Zentrums-
lage, nächst Bahnhof und
Metro-Parkhaus
Zeughausgasse 41/
Waisenhausplatz
Tel. 031/22 11 62, Telex 32576
Inh. Albert Fankhauser*